

### **Kleinwächter, Friedrich**

Zur Philosophie der Mode

*Deutsche Streit- und Zeitfragen. Flugschriften zur Kenntnis der Gegenwart, hg. von Franz von Holtzendorff, Jg. 9, Heft 129, Berlin 1880, 3-44*

3

Die Mode ist bekanntlich ein ganz eigenthümliches Ding, launisch und wetterwendisch und tyrannisch zugleich. Von der durchbohrten Nase oder Lippe des Wilden und dem verkrüppelten Fuße der Chinesin bis zum durchstochenen Ohrläppchen und der engen Schnürbrust der hochcivilisirten Europäerin giebt es beinahe keine Verkehrtheit oder Verrücktheit, die nicht zu irgend einer Zeit oder bei irgend einem Volke von der Mode sanctionirt und vorgeschrieben worden wäre. Die Mode liebt ferner die tollsten Sprünge, auf den halbkugelförmigen Reifrock, der zu *Ludwig's XV.* Zeiten beinahe den Raum eines kleinen Zimmers einnahm, folgt unvermittelt das schmale Kleid, das seiner Trägerin keinen freien und ungehinderten Schritt zu thun gestattete und der gezierte und steife Hof- und Salonrock der Rococco-Periode ist der unmittelbare Vorgänger unseres heutigen bürgerlichen Fracks. Und was das Wunderbarste an der Sache ist, wir hochgebildeten Culturmenschen, die wir uns so viel darauf zu gute thun, daß wir uns durch unsere tausend- und abertausendjährige Gehirn-Arbeit so hoch über unsere quadrumanen Vorfahren erhoben haben, vollführen all' die Thorheiten und tollen Sprünge, die uns die Mode vorschreibt, mit einer ernsten Würde und fügen uns jeder noch so tyrannischen Laune derselben mit einer Gewissenhaftigkeit, die einer besseren Sache werth wäre.

Unter solchen Umständen erscheint es als ein gewagtes Unter-

nehmen, von einer „Philosophie der Mode“, d. h. von den leitenden Gedanken zu sprechen, die all' den barocken Ausschreitungen der Mode zu Grunde liegen – und doch muß es auch solche geben. Der seiner Zeit so vielfach vergötterte Philosoph *Hegel*, dessen verschrobener, in ewigem Dreiviertel-Takt vorschreitender Denkweise sich ein heutiger, normal construirter Kopf allerdings nicht mehr anzubequemen vermag, sagt bekanntlich: „Was ist, ist vernünftig“, und so paradox dieser Satz klingt, und so viel des Unvernünftigen auch factisch existirt, so ist jener Satz – richtig verstanden – doch wahr. Er soll nämlich andeuten, daß jeder Erscheinung irgend eine tiefere Urfache zu Grunde liegt, als deren nothwendige Consequenz die erstere aufzufassen ist, und dies gilt auch von der Mode.

Die Mode, und zwar speciell die Kleidermode, ist zunächst die jeweilig herrschende Form des Gewandes nach Schnitt und Farbe. Die Momente, welche auf diese Gestalt des Kleides bestimmend einwirken, sind zwei. Zunächst ist es der Zweck, dem zu dienen das Kleid bestimmt ist: der Anzug des Turners z. B. muß selbstverständlich anders geformt sein als der bequeme Schlafrock. Die Erreichung eines bestimmten Zweckes ist jedoch abhängig von den Mitteln, die angewendet werden, und demgemäß ist die mehr oder weniger zweckentsprechende Form des Kleides abhängig von dem jeweiligen Stande der Technik der Kleidererzeugung. Das zweite Moment sodann, welches auf die Form des Gewandes maßgebend einwirkt, ist das Analogon desjenigen, das der Morpholog als „Vererbung“ bezeichnet, d. i. die Tradition, oder das Festhalten am Hergebrachten. Unser gesamtes Denken ist eben derart, daß wir überall an Bekanntes anzuknüpfen suchen. Wollen wir uns eine neue und fremde Erscheinung erklären, so können wir nicht anders und müssen trachten die Erklärung hierfür in den uns bekannten Erscheinungen oder Thatsachen zu finden; und sollen wir irgend einen neuen Gegenstand herstellen, so sind wir abermals durch unsere Natur gezwungen uns an Bekanntes

anzulehnen, wir greifen aus unseren Erfahrungen dasjenige heraus, was dem betreffenden Zwecke am nächsten kommt, und trachten es nur noch entsprechender und besser zu gestalten. Etwas ganz Neues zu construiren, sind wir eben absolut außer Stande, wir construiren immer nur Bekanntes und ändern dasselbe so lange ab, bis es dem neuen Zwecke entspricht – nur auf diese Weise entstehen neue Utensilien. Demgemäß giebt es nirgends absolut neue Kleiderformen, sondern jedes scheinbar neue Gewand knüpft an irgend welche bekannte Formen an, als deren Abänderung oder Combination es sich darstellt.

Der Zweck nun, den wir durch unsere Kleider zu erreichen beabsichtigen, ist ein dreifacher: ein praktischer, ein symbolischer und ein ästhetischer.

Das Kleid soll zunächst einem praktischen Zwecke dienen, d. h. es soll zunächst dem Schamgefühl Rechnung tragen oder den Körper gegen die Unbilden der Kälte oder des Klimas und Wetters schützen und sodann gleichzeitig die freie Bewegung möglichst wenig hemmen. Schamgefühl und Schutzbedürfniß sind practisch als Eines und Dasselbe zu betrachten, da beiden Bedürfnissen durch das nämliche Mittel, durch die Umhüllung des Körpers Rechnung getragen wird; sie haben das Bekleidungsbedürfniß hervorgerufen und bilden somit den letzten Entstehungsgrund der sämtlichen Kleidung. Den Körper zu verhüllen und doch die freie Bewegung zu gestatten, ist die Hauptaufgabe jedes Kleides und daher für seine Form in erster Reihe maßgebend. Die bessere oder schlechtere Lösung dieser Aufgabe hängt sodann – wie schon gesagt – von dem jeweiligen Stande der Technik der Kleidererzeugung ab.

Das älteste und einfachste Kleidungsstück ist unstreitig die Thierhaut, wenn ihr nicht etwa das biblische „Feigenblatt“, d. h. Blätterwerk als Lendenschurz voranging. Die Thierhaut diente – wie wir es heute noch bei wilden Völkerstämmen sehen können – als Schurz und als Mantel und früh schon mochte die Kunst erfunden worden fein, kleinere Felle zu einem größeren

Ganzen zusammen zu nähen. Gleichfalls sehr früh, und zwar wie die ägyptischen Alterthümer und die Funde in den Pfahlbauten beweisen, schon in prähistorischer Zeit wurde die Kunst des Webens erfunden, und kam auf diese Weise ein neuer, künstlicher Bekleidungsstoff in Aufnahme.

Wie diese allerersten gewebten Kleider aussahen, läßt sich bei dem Mangel historischer Daten heute allerdings nicht mehr außer allen Zweifel stellen, allein so viel darf man aus den ältesten Bildwerken der Assyrier, Babylonier, Ägypter und Griechen wohl folgern, daß die erste gewebte Kleidung aus einfachen viereckigen Tüchern bestand, welche in irgend einer Weise *um den Körper* gelegt wurden. Dieses „Umlegen“ konnte allerdings auf mehrfache Weise bewerkstelligt werden, und zwar entweder so, daß das Tuch mehr oder weniger fest um den Körper gewickelt wurde, wie der alt-ägyptische Lendenschurz, oder wie das „Wickelkleid“ der westasiatischen Völker, der Assyrier und Babylonier; oder aber so, daß das Tuch nach Art des griechischen Gewandes um den Körper gehängt und dann durch Spangen, Häftchen und Gürtel festgehalten wurde.

Ganz besonderes Interesse bietet in dieser Hinsicht das griechische Gewand, einmal weil es uns am besten bekannt ist, dann weil wir an ihm den Übergang zum genähten Kleide am deutlichsten verfolgen können. Der griechische Chiton, der Leibrock, war ursprünglich ein viereckiges Stück Zeug, das in ähnlicher Weise am Körper in die Form eines Gewandes gebracht wurde, wie wenn wir – um modern zu reden – bei plötzlich eintretendem Regenwetter auf einer Landparthie den Reiseplaid umnehmen und ihm durch Zusammenknüpfen zweier Enden, die dann um den Nacken gelegt werden, und mit Hülfe eines um den Leib geschnallten Riemens die Gestalt einer plumpen Mönchskutte mit einer kleinen Capuze geben. Der ursprüngliche Chiton wurde dem Körper, und zwar unter den: Arme von der Seite umgelegt, auf jeder Schulter durch einen Dorn, ein Häftchen oder eine

Spange festgehalten und um den Leib durch einen Gürtel faltig zusammen gezogen, so daß er nur an einer Seite geschlossen war. Die andere Seite, dem Körper entlang, blieb anfänglich offen und wurde erst später durch Häftchen nothdürftig geschlossen. Bei den Frauen wurde er lang, bis auf die Füße herabfallend, getragen, so daß er einem ärmellosen, durch einen Gürtel zusammen gehaltenen Hemde glich; die Männer trugen ihn kürzer, wie eine ärmellose, bis an die Knie hinabreichende Blouse mit einem Gürtel. Der griechische Chiton in seiner ursprünglichen Gestalt repräsentirt uns das Urkleid, aus welchem im Verlaufe der Zeit durch immer weitergehende Anpassung und Differenzirung der heutige Männerrock sammt dem Frack einerseits, und andererseits das moderne Frauenkleid hervorging.

Dieser ärmellose Chiton entsprach dem praktischen Bedürfnisse in sehr geringem Grade, nur darf man nicht übersehen, daß das Vekleidungsbedürfniß unter dem milden Himmel Griechenlands ein weit geringeres war als in unseren Breiten. Wurde der Chiton, wie bei den Frauen, lang getragen, so bedeckte er allerdings den ganzen Körper, mit Ausnahme der Arme, die nackt blieben, und konnte bei seinem mangelhaften Seitenverschlusse zwar nur einen geringen, aber immerhin einigen Schutz gegen die Kälte und gegen die Unbill der Witterung gewähren, allein er hinderte die freie Bewegung. Der kurze Leibrock des Mannes gestattete zwar die ganz ungehemmte Bewegung des Körpers, allein er ließ die Arme und Beine unbedeckt, und konnte demgemäß keinen auch nur halbwegs genügenden Schutz gewähren. Gegen die Kälte oder die Nässe suchte sich der Grieche nun allerdings durch ein zweites Kleidungsstück, das Himation oder den Mantel, zu schützen, den er in der nämlichen Weise umwarf wie der Römer seine bekannte Toga, allein viel war damit auch wieder nicht gewonnen, einmal weil dieser Mantel, der unter dem rechten Arme durchgezogen wurde, diesen Arm doch wieder unbedeckt ließ, und dann

weil die breite Stoffmasse, die um den Körper herum hing, die Schritte hemmte.

Erst später fing man an, das ursprünglich viereckige Stück Zeug in passende Theile zu zerschneiden und dieselben dann wieder zusammen zu nähen und so einen wirklichen „Rock“, richtiger wohl eine Blouse, herzustellen, die dann, und zwar anfänglich kurze, später bis an die Handwurzel herabreichende Aermel erhielt. Dieser männliche Chiton, der schon bei den Griechen bald aus Leinwand, bald aus Wolle hergestellt wurde, und der anfänglich wie das heutige Männerhemd über den Kopf „angezogen“ wurde, ist der Ahnherr unseres Hemdes, unserer Weste und unseres Rockes. Als blousenartiges Leinenhemd bildet er noch heute das wesentlichste Bekleidungsstück des russischen, des ruthenischen, des galizischen und des rumänischen Bauers, dem er heute noch Rock und Hemd zugleich ist.

Der griechische Chiton drang nach Italien, wo er als Tunica das wesentlichste Kleid des Römers bildete. Im oströmischen Reiche verlängert sich diese Tunica, so daß sie bis an die Füße herabfällt, und gelangt von dort im 9. und 10. Jahrhunderte zu den fränkischen Großen, deren Staatskleid sie wird. In dieser Gestalt erhält sie sich mit geringen Abänderungen neben dem altgermanischen Leibrock (der seinerseits mit der früheren weströmischen Tunica ziemlich identisch ist) bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts. Um diese Zeit tauchte in West-Europa jene tolle Mode auf, die bei den Männern im Costüm des Schalksnarren ihren Höhepunkt erreicht und sich durch die Vorliebe für das Kurze und Enge im männlichen Gewände kennzeichnet. Unter dem Einflüsse dieser Mode verengt und verkürzt sich der lange talarartige Rock zur Jacke, welche nicht mehr über den Kopf gezogen, sondern vorn geknöpft wird und später, zur Zeit des 30 jährigen Krieges, in das Wams mit kurzen Schößen übergeht, wie wir es in der Tracht der Wallenstein'schen Offiziere zu sehen gewohnt sind. Unter Ludwig XIV. verwandelt sich das Wams in das enganliegende *Just-*

*au-corps*, aus dem unter Ludwig XV. die großgeblumte Schoßweste und nachmals unsere heutige Neste hervorgeht. Ueber dem *Just-au-corps* wird zur Zeit Ludwig's XIV. der Rock getragen, der im Wesen auch wieder mit dem Wams aus der Zeit des 30jährigen Krieges identisch ist und sich von diesem nur durch die längeren Schöße und die nicht geschlitzten Aermel unterscheidet. Unter Ludwig XV. nähert sich dieser Rock durch Abrundung der Schöße dem Frack und aus ihm geht zur Zeit der französischen Revolution jenes männliche Kleidungsstück hervor, welches sich bis zum heutigen Tage in die bekannten vier Formen, des sog. Schluß- oder Kaiserrockes, des *Jacquet's* oder „Quäckers“, des Fracks und des *Sacco's* gespalten oder differenzirt hat.

Analog, nur kürzer ist der Umwandlungsproceß des griechischen *Chiton's* in das heutige Frauenkleid. Der *Chiton* der griechischen Frauen war mit dem der Männer identisch, nur wurde er lang, bis auf die Füße herabfallend getragen, weil die ruhige Lebensweise und Beschäftigung der Frauen nicht das Bedürfniß nach einem kurzen, die freie Bewegung möglichst wenig hemmenden Gewände hervorrief. Auch er drang aus Griechenland nach Italien, wo er unter dem Namen *Stola* das Kleid der römischen Frauen bildete. Im oströmischen Reiche wurde diese *Stola*, wie die lange *Tunica* der Männer, aus schweren, mit Gold und Silber durchwirkten Seiden-Brocaten hergestellt und gelangte von dort mit dem männlichen Staatskleide an die Höfe der fränkischen Herrscher. Während jedoch der lange männliche Staatsrock sich im Wesen bis um die Mitte des 14. Jahrhunderts erhielt, änderte das weibliche Kleid schon im Laufe des 12. Jahrhunderts unter dem Eindrucke der romantischen Ideen, die durch die Kreuzzüge die herrschenden geworden, seine Gestalt. Das byzantinische Gewand der Männer und Frauen, das im Laufe des 9. und 10. Jahrhunderts in die fränkischen Hofkreise gedrungen war, war plump und brettern, die steifen und schweren Kleiderstoffe hingen starr und unbeweglich um den Körper herum und verhüllten denselben wie

ein formloser Sack. Die Kreuzzüge riefen bekanntlich die Blüthezeit des Ritterthums hervor und mit ihr jene romantische Schwärmerie für das gelobte Land, für die Poesie, für das Ritterthum und für den Frauendienst. Die schwärmerische Verehrung, die den Frauen von den Rittern gezollt wurde, mußte nothgedrungen zu dem Streben führen, das weibliche Ideal schon in der Tracht zur äußeren Erscheinung zu bringen. Demgemäß kommen in der weiblichen Tracht an Stelle der früheren steifen weichere Stoffe in Verwendung, welche in ungezwungenen Falten herabfließen, und wird das bisherige sackartige Gewand um den Leib herum zusammen gezogen, so daß es wie das heutige weibliche Kleid in Taille und Rock zerfiel. Damit war das moderne Frauenkleid gegeben; was von da ab an demselben geändert wurde, ist nebensächlich und läßt das Wesen des weiblichen Kleides unberührt, es sind so zu sagen lediglich Variationen über dasselbe Thema.

Dem männlichen Rock als Bekleidung des Oberkörpers wuchs von unten in der Hose eine Bekleidung der Beine entgegen. Die ersten Ansänge derselben finden sich bereits bei den alten Aegyptern. Dieselben trugen mitunter, wohl um bei gewissen Arbeiten das Bein gegen äußere Verletzungen zu schützen, Beinschienen, die vom Knie bis an den Fuß herabreichten und hinten (unter dem Knie und über dem Knöchel) festgebunden wurden. Außerdem bildeten die Aegypter eine Art offener Hose dadurch, daß sie die Enden des als Lendenschurz dienenden Stückes Zeug hinten herunter fallen ließen und diese sonst frei herum flatternden Enden von hinten um das Bein legten und unter dem Knie festbanden. (Etwa wie wenn man ein Handtuch der Länge nach um das Bein herum legen und festbinden würde.) Hosenartige Kleider finden sich ferner schon in der persischen Epoche bei den kleinasiatischen Völkern, zu denen sie von Norden her gedrungen zu sein scheinen.

Die Hose, die eine nordische Erfindung ist und dem Bedürfnisse entsprang, die Beine besser gegen die Kälte zu schützen, war



auch den germanischen Stämmen bekannt und wurde durch sie in Europa und damit in der heutigen civilisirten Welt eingeführt. Diese ursprüngliche Hose der Germanen war jedoch nicht wie die heutige ein einheitliches Kleidungsstück, sondern bestand – und die Erinnerung daran hat sich in dem Ausdrucke „ein Paar Hosen“ bis auf den heutigen Tag erhalten – aus zwei gesonderten Röhren, von denen jede über ein Bein gezogen und oben um den Leib festgebunden wurde. Die Vereinigung dieser beiden Stücke fand erst statt, als der Männerrock sich so weit verkürzt hatte, daß die Theilung aus Anstandsrücksichten nicht mehr zulässig erschien.

Frauenkleid, Männer-Rock und -Hose entwickelten sich – wie man sieht – aus dem viereckigen Stück Zeug. Viereckige Tücher wurden ursprünglich dem Körper, und zwar dem Oberkörper und – wie die altägyptischen Denkmale zeigen – den Beinen um gelegt und durch Häftchen, Spangen, Gürtel oder Bänder so befestigt, daß sie eine nothdürftige Bekleidung oder Umhüllung des Körpers, beziehentlich des betreffenden Körpertheiles bildeten, und allgemach erst verfiel man auf die Idee, jene viereckigen Tücher in entsprechende Theile zu zerschneiden und dieselben wieder zusammen zu nähen. Der Vortheil, der dadurch erzielt wurde, war ein doppelter. Das genähte Kleid war geschlossen und einigermaßen angepaßt, es gewährte demgemäß einen besseren Schutz und gestattete, eben weil es wenigstens einigermaßen angepaßt war, die freiere Bewegung. Das genähte Kleid gewährte sodann den ferneren Vortheil, daß man es lediglich anzuziehen brauchte, während der frühere Prozeß des Umlegens und Befestigens der Formlosen Tücher jedenfalls mühsamer und zeitraubender war.

Mit der Herstellung von Rock und Beinkleid war dem praktischen Vekleidungsbedürfnisse des männlichen Geschlechtes (Schutz und Möglichkeit der freien Bewegung) im Wesen entsprochen; für das weibliche Geschlecht und seine vergleichsweise ruhige Lebensweise genügt das wallende Frauenkleid. Rock und Beinkleid einerseits und das Frauenkleid andererseits bilden das Wesen der

Kleidung. Die manigfachen Veränderungen, die diese Stücke in der Form im Laufe der Zeit erfahren haben, sind verhältnißmäßig unwesentlich und zumeist auf Rechnung der jeweilig herrschenden Geschmacksrichtung zu setzen. Allein trotzdem ruht das praktische Bekleidungsbedürfniß auch heute noch nicht, sondern erzeugt kontinuierlich neue Formen, deren Bedeutung jedoch lediglich in der Anpassung an einen bestimmten Zweck liegt. In dem Maße nämlich als die Kultur stieg und mit ihr die Anforderungen wuchsen, die man an das Leben zu stellen gewohnt ist, und andererseits in dem Maße als die Technik der Kleidererzeugung – und zwar die Schneiderkunst ebenso wie die Fabrikation der Bekleidungsstoffe – sich vervollkommnete, wächst die Mannigfaltigkeit der Gewänder, so daß wir heute für jeden speziellen Zweck ein besonderes Kleid besitzen. Jede Art der Beschäftigung erfordert und erzeugt ihre besondere Tracht. Der Fabrikarbeiter, der Landmann, der Jäger, der Fischer, der Bergmann und der Reiter hat sein besonderes Kleid; die bequeme Häuslichkeit erzeugt den Schlafrock, die Straße oder der Salon erfordert ein anderes Gewand und das Straßenkleid wieder gestaltet sich verschieden im Winter und im Sommer, im Regen und im Sonnenschein, ja sogar die Reise ruft ein eigenes Kostüm hervor, das Reisekleid. Und da die Berufsbeschäftigungen des Mannes selbstverständlich mannigfaltiger sind als die der Frau, die denn doch vorwiegend nur im Hause waltet, so sind die verschiedenen Formen der männlichen Gewandung zahlreicher als die der weiblichen.

Das zweite Moment sodann, welches auf die Form des Kleides, jedoch erst *nach* dem praktischen Bedürfnisse bestimmend einwirkt, ist die symbolische Bedeutung desselben. Das Kleid soll irgend Etwas andeuten und diese seine symbolische Bedeutung wurzelt so tief, daß sie – so paradox es klingen mag – zur Erscheinung gelangt, ehe der Mensch überhaupt noch daran denkt Kleider zu tragen. Die Zeichnung, die der Wilde mittels der Tätowierung auf seiner eigenen Haut ausführt, ist nichts weiter

als ein Ausfluß dieses dem Menschen innewohnenden Triebes zu symbolisieren. Die Tätowirung ist das Stammeswappen, das der Wilde auf seinem bloßen Körper trägt, oder sie soll den tapferen Krieger oder den kühnen Jäger andeuten. Und wenn einzelne Stämme sich vor dem Kampfe mit grellen Farben bemalen, oder wenn die Austral-Neger sich absichtlich Wunden beibringen, die sie längere Zeit hindurch künstlich offen halten, damit der Körper von tiefen Narben bedeckt sei, so wollen sie dadurch dem Gegner furchtbar erscheinen, d. h. ihre eigene Kraft oder Tapferkeit andeuten. Dieser Symbolisirungstrieb des Menschen, der schon auf dem bloßen Leibe zum Ausdruck gelangt, konnte sich unmöglich das Kleid entgehen lassen, er mußte sich nothwendig auch in der Tracht ausdrücken, und dieser Symbolisirungstrieb hat sich bekanntlich bis auf den heutigen Tag erhalten.

Das Kleid hat zu allen Zeiten die Aufgabe gehabt die einzelnen Stände auch äußerlich zu kennzeichnen. Schon der Neger- oder Indianer-Häuptling hat seine besondere Tracht ebenso wie die Angehörigen der verschiedenen alt-ägyptischen oder alt-indischen Kasten; in Griechenland wie in Rom unterschieden sich die Freien von den Sklaven in der Tracht und trugen die Senatoren und Ritter ihre besonderen Abzeichen; das ganze Mittelalter hindurch bis tief herein in die sogenannte „Neue Zeit“ ziehen sich die verschiedenen Kleiderordnungen und Luxusverbote, welche die Standesunterschiede auch äußerlich in der Kleidung zum Ausdruck bringen, und heute noch – ganz abgesehen von der Priesterkleidung und der Soldaten- oder Beamten-Uniform – werden die Kinder nach Farbe und Schnitt anders gekleidet als sich die Erwachsenen tragen und unterscheidet sich in der Tracht die Frau von der Jungfrau, der gereifte Mann vom Jüngling und dergl. mehr.

Aber nicht nur der Stand, auch die Ideen sollen bis zu einem gewissen Grade durch das Kleid zum Ausdruck gebracht werden. Jakob von Falke hat in seinen köstlichen Aufsätzen über „Kostüm und Mode“ (in seinem Buche: „Zur Kultur und Kunst“,

Wien, 1878) diesen Zusammenhang zwischen den weltbewegenden Ideen und der jeweiligen Mode treffend nachgewiesen. Speziell, was er über die Geschichte des männlichen Hutes sagt, ist so charakteristisch, daß eine Reproduktion desselben an dieser Stelle dem Leser kaum unwillkommen sein dürfte; er sagt (S. 75):

„Manche Leser erinnern sich vielleicht auf der Wiener Weltausstellung in der sogenannten additionellen Ausstellung eine größere Anzahl von Herrenhüten gesehen zu haben, welche die Modiformen des Hutes während der letzten zweihundert Jahre repräsentieren. Gewiß gab es darunter seltsame Formen, so absonderlich, daß man nicht wußte, ob man mehr staunen sollte über die groteske Unschönheit derselben oder über die Querheit der Köpfe, welche sie trugen, eine nach der anderen. Und doch haben sie in ihrem Verlaufe eine höchst rationelle, oder wie der wissenschaftliche Terminus lautet, pragmatische Geschichte.“

„Beginnen wir mit der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Damals herrschte der Filzhut, ein altes Erbstück scholl von wer weiß wie langen Zeiten, aber dazumal neu und charakteristisch in seiner Erscheinung. Die ceremoniösen Spanier, welche vor dieser Periode die Herrn in der Mode waren, hatten ihren feinen, seidenen Hut sehr steif und mit sehr kleinem Rande geformt und ihn so der Generation des beginnenden dreißigjährigen Krieges überliefert. Nun kam die wilde Bewegung, der Drang nach Freiheit oder vielmehr Zwanglosigkeit, die verwilderten Sitten des Krieges; an Stelle des Staatsmannes, des Hofmannes, des Bürgers wurde der Soldat allein der rechte Mann, und der Soldat, wie das Kriegsglück hin- und herschwankte, wurde Abenteuerer, Raufbold und Renommist, und wie im Charakter, so auch im Aeußeren, eine abenteuerliche Erscheinung. Nichts grotesker daher als die Gestalt des Filzhutes, wie ihn der Soldat sich zurichtete und wie er ihn der übrigen Welt aufdrängte. In feiner Auflehnung gegen allen Zwang

und beengende Sitte machte er den Filz weich, nachgiebig und Formlos und, das Grotteske und Fantastische suchend, dehnte er die kleine Krempe von Fingerbreite bis zum Regendach aus und ließ von oben herab die bunten Federn ellenlang den Rücken hinabhängen. In dieser Form mußte der Hut sich allen Ständen, allen Lagen des Lebens gerecht erweisen und wurde darnach zugerichtet. Der Glücksritter, so lange Fortuna ihm günstig war, trug die Krempe über der Stirn hoch auf, der Bürger, der sich noch schätzte und hielt in den bösen Zeiten, trug sie simpel gerade und horizontal, wer aber am Laufe der Dinge verzweifelte und pessimistisch in das Leben schaute, wie auch der flüchtige Soldat, der vom Unglück verfolgte Abenteuerer, der ließ sie ringsum schlaff herabhängen, um das morose Gesicht zu bedecken. So diente der Hut in dieser fessellosen Zeit der individuellen Willkür und war doch ein genau entsprechendes Symbol des allgemeinen Charakters."

„Aber schon gegen das Ende des Krieges rührte sich ein neuer Geist und übte seinen Einfluß auf den Hut. Während in Deutschland die Kriegsfurie tobte, begann in Frankreich die Geschichte des Salons und der Salonsitten, zu der alsbald mit Ludwig XIV. das erneuerte Hof-Zeremoniell, Etiquette und versteifte Umgangsformen traten. Was sollten sie mit dem schlaffen, formlosen, wilden Hute der Kriegsabenteurer? Allerdings hatten auch die französischen Herrn ihn angenommen, eine Mode, die diesmal deutschen Ursprungs war, aber sie mußten ihn nothgedrungen verfeinern. So verliert der Hut schon um das Jahr 1640, also noch während des Krieges, von feinem renommistischen Ansehen, und Kopf und Rand ziehen sich bescheidener zusammen und versteifen sich. Die aufgestülpte Krempe bleibt, aber aus der einen werden bald zwei und sodann drei und diesen dreiseitigen Rand umzieht statt der lang herabhängenden Feder ein zierliches Gefieder. So ist jener dreiseitige Hut entstanden, der Hut Ludwigs XIV. und seiner Zeit,

eine ganz bestimmte Form, die jedes individuelle Belieben schloß, wie es dein Absolutismus jener Zeit entsprach."

„Aber es gab andere Einflüsse, die ihn alsbald wieder veränderten. Es war die Periode der riesigen Allongeperrücke, des wahrsten Ausdruckes dieser hohlen Zeit, die das Pompöse, den Schwulst und Bombast liebte und das selbstzufriedene Gesicht in die Lockenfülle einrahmte, wie den Gedanken in die geschraubte Phrase und die künstlerische Idee in die verschnörkelten Ornamente. Die Perrücke war selbst eine Kopfbedeckung, schwer und heiß genug; eine andere war überflüssig, und so wurde der Hut, der die wohlgeordneten Locken nur schädigen konnte, zu einem Spielzeug der Hand, so klein an Gestalt, daß er auf dem Kopfe nicht mehr sitzen konnte. Seine Aufgabe war nicht mehr den Kopf zu schützen und zu decken, sondern die ceremoniösen Bewegungen und Schwenkungen der Hand und des Arms zu begleiten. Da er aber, beständig in der Hand, einigermaßen lästig wurde, so klappte man ihn im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts zweiseitig zusammen, um ihn bequemer unter dem Arme tragen zu können, für welchen Platz er wohl eigentlich nicht bestimmt war. In dieser Gestalt diente er der vornehmen und gebildeten Gesellschaft bis gegen die Zeit der französischen Revolution und duldete nur außerhalb des Salons oder beim Militär, das sich uniformirte, noch Spielformen neben sich."

„Da erstand ihm aber von ganz unerwarteter Seite her ein Gegner, der ihn nach kurzem Kampfe mit Hilfe der Revolution selbst aus dem Felde schlug. Der große schlaffe Hut des dreißigjährigen Krieges war wie in Deutschland so auch in England getragen, das zu jener Zeit in den Wirren und Kriegen seiner großen Nevolutionsperiode stand. Die Kavaliere, die Partei der Königlichen, trug ihn freier und abenteuerlicher wie die Glücksritter des deutschen Krieges; die Gegner aber, die Independenten, die Republikaner, die Puritaner, zwar äh-

lich, aber einfach, ungefedert mit geradem Rande. In dieser Gestalt brachten ihn die Puritaner und die Quäcker nach Amerika hinüber, wo er sich bei diesen religiösen Sekten und politischen Parteien, nur mit langsamer Versteifung, erhielt, während England nach der Restauration unter Karl II. völlig der modischen Kopftracht folgte und zu dem dreiseitigen und zweiseitigen Hute überging. Der Puritaner- und Quäckerhut, bis dahin unbeachtet, kam aber plötzlich mit dem amerikanischen Befreiungskriege in Mode. Die Sympathien, welche dieser Kampf in den immer zahlreicher werdenden liberalen Kreisen Europas fand, gingen auch auf den amerikanischen Hut über, und so kam unser Cylinder – denn in diese Gestalt hatte sich der Quäckerhut ausgewachsen – als Symbol der liberalen Ideen, des politischen, literarischen und sozialen Liberalismus nach Europa."

„Natürlich stieß der Cylinder auf Widerstand, so gut wie die Revolution und ihre Ideen selber. Bei der Eröffnung der französischen Nationalversammlung 1789 trug ihn als politisches Zeichen der sogenannte dritte Stand und mit dem dritten Stande gelangte er in Frankreich zum schnellen Siege; freilich erschien er bei den Stützern der Revolution oft, wie einst der Hut der Glücksritter des dreißigjährigen Krieges, in gar grotesker und verwilderter Gestalt, sehr ungleich unserem civilisirten und polirten seidenen Hute, und doch sind sie beide eines und dasselbe, nur durch den Geist der Zeiten geschieden. In Deutschland war er Anfangs das Entsetzen aller eleganten und konservativen Kreise. Der Kurfürst von Hessen ließ jeden, der mit dem Cylinder getroffen wurde, die Straße kehren und der Kaiser von Rußland ließ ihn über die Grenze schaffen. Allein trotz dieser politischen Verfolgung breitete er sich aus und stieg immer höher in der Gunst, bis er gegen die Zeit der Restauration hin seinen politischen Kampf ausgekämpft hatte. Der

zweiseitige Hut erschien nur noch im Salon und in kurzer Zeit gehörte er allein noch der Uniform, welcher er ja heute noch geblieben ist. Der Cylinder nahm auch vom Salon Besitz, wie er einzig auf der Straße getragen wurde."

„Die Alleinherrschaft des Cylinders war nur von kurzer Dauer. So wie er selber konservativ geworden war, so ereilte ihn das gleiche Schicksal, welches er dem zweiseitigen bereitet hatte. Mit dem Kampfe des modernen Liberalismus und Constitutionalismus gegen den Absolutismus der Restauration erstand ihm ein neuer, erst politischer und dann sozialer Gegner in dem Carbonarihut, der, von weichem Filz, bald grau, bald braun oder schwarz, unter dem Einflüsse der Mode mannigfache Spielformen annahm, stets aber seiner Rolle treu blieb. Auch er wurde Anfangs von der eleganten Welt mit verächtlichen und argwöhnischen Blicken angesehen, und noch in den fünfziger Jahren wurden seine Träger mancher Orten mit Arrest bestraft. Heute hat er diese Staatsgefährlichkeit abgestreift und dem Cylinder einen großen Theil seines Gebietes abgerungen, nur den Salon muß er ihm noch lassen, vielleicht auch nur noch für kurze Zeit."

„Aus dieser Geschichte des männlichen Hutes, die nur ein Beispiel für die übrige Kleidung sein sollte, erkennt man wenigstens, wie sehr das, was auf dem Gebiete der Trachten sich ereignet, unter dem Einfluß der Weltbegebenheiten steht und dem Strome der Zeiten zu folgen hat. Nothwendig schrumpft dabei die Laune, der Einfall oder die Erfindung des Einzelnen zur Unbedeutenheit zusammen, und was wie Willkür oder wie freier Wille erscheint, das steht unter höherem Gesetze und ist der Zwang äußerer Umstände und Begebenheiten."

Was vom Hute gilt, das gilt selbstverständlich auch von den übrigen Kleidungsstücken, in welchen jedesmal die Ideen zum Aus-



druck gebracht werden sollen, unter deren Einfluß ihr Träger steht, d. h. eben die weltbewegenden Ideen der betreffenden Epoche. Der steife Byzantinismus schuf sich die oben erwähnte steife und bretterne Tracht, die im 9. und 10. Jahrhunderte von den fränkischen Herrschern und Großen adoptirt wurde. Als dann unter dem Eindrucke der Kreuzzüge die Periode der Romantik und des Ritterthums hereinbrach, da verfeinerte sich auch die Tracht. Das frühere sackartige Frauenkleid wird um den Leib herum zusammengezogen und zerfällt, um die Formen des weiblichen Körpers einigermaßen anzudeuten, in die anliegende Taille und den in ungewungenen Falten herabfließenden Rock. Und die schwärmerische Verehrung, die dem weiblichen Geschlechte von dem männlichen gezollt wird, prägt sich in der Tracht dadurch aus, daß das männliche Gewand, der lange, bis an die Knöchel herabreichende Rock in Schnitt und Stoff und Farbe dem Frauenkleide nahe kommt, daß das Gesicht glatt rasirt wird und die Haare in langen Locken bis auf die Schultern herunterwallen.

Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts wird Europa von der Pest heimgesucht, welche überall Angst und Kummer verbreitet. Nach dem Erlöschen der Seuche schlägt die frühere gedrückte Stimmung in ihr direktes Gegentheil um, der Schreck und die Trauer weichen allerorts der ausgelassensten Freude und diese tolle Lebenslust äußert sich in den närrischen Trachten, die um jene Zeit in Aufnahme kommen, in der „Schellen-“ und der „Zettel-Tracht“, in den „getheilten Farben“, der „Gugel“ und dem „Hahnenkamm“, den langen Schnabelschuhen und den Zuckerhutartigen Frauenhauben mit den von der Spitze herabwallenden langen Tüchern und Schleiern. Das Mittelalter befindet sich, wie Falke (a. a. O. S. 125) richtig sagt, „in einem Zustande der Auflösung“ und überall finden wir zerstreut „die sprießenden Keime des neuen Jahrhunderts“.

beginnende sechzehnte Jahrhundert bereitet dieser tollen

Karnevalsstimmung ein Ende. Die Erfindung des Schießpulvers setzt dem Sport der ewigen kleinen Fehden und der Romantik des Raubritterthums einen festen Damm entgegen; die Reformation und das Wiedererwachen der Wissenschaften in Folge der Erfindung der Buchdruckerkunst lenken die Aufmerksamkeit von den materiellen Genüssen und der kindischen Freude an äußeren Dingen ab und auf die wichtigeren Fragen der Moral und der geistigen Bildung und der ernsten Arbeit öffnet sich durch die Entdeckung des neuen Continents und des Seeweges um Afrika ein neues und unabsehbares Gebiet. Die allgemeine Stimmung mußte nothgedrungen eine ernstere werden und diese männlichere Weltauffassung gelangt denn auch in der Tracht, und zwar zunächst in der männlichen und erst später in der weiblichen, zum Ausdruck. Die närrischen Kostüme der vorhergehenden Periode verschwinden, und an ihre Stelle treten jene würdigen und schönen Gewänder, die uns als die Tracht der deutschen Rathsherrn jener Zeit und auf dem Gebiete der weiblichen Kleidung als das zarte und sinnige sogenannte „Gretchen-Kleid“ bekannt sind.

Auf die Reformation folgt bekanntlich die Zeit der spanischen Reaktion. Spanien war damals die erste Macht der Welt und die steife und aufgeblasene Grandezza des spanischen Hofes erzeugt für beide Geschlechter jene steife und gespreizte Tracht, die uns unter dem Namen der spanischen Tracht allgemein geläufig ist.

Der Druck, den die Reaktion in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts auf die Geister ausübte, rief von unten einen Gegendruck hervor, der in Spanien zum Abfall der Niederlande, in Deutschland zum dreißigjährigen Kriege und in England etwas später zur Revolution führte. Der freien Bewegung der Geister widerstrebte der physische Zwang, den das steife und gespannte Kleid feinem Träger auferlegte, und demgemäß ändert sich die Mode. Die unbequemen Kissen von Werg, Wolle oder Weizen, mit denen die Aermel, die Brust und der Bauch sowie die

kurze Schenkelhose ausgestopft waren, werden entfernt, der weite Schnitt der Kleider dagegen wird beibehalten, so daß die Möglichkeit der freien und ungezwungenen Bewegung wieder gewonnen wird. Ebenso verschwindet bei beiden Geschlechtern die steife spanische Halskrause und in der weiblichen Tracht der häßliche tonnenförmige Reifrock, die sogenannte „Vertugalla“. Das Haar fällt wieder in freien Locken oder einfachen Zöpfen natürlich herab, kurz überall macht sich die Rückkehr zur ungezwungenen Natürlichkeit bemerkbar. Die Mode, die auf diese Weise entsteht, ist die malerische Tracht der Wallenstein'schen Epoche.

Seit dem Ende des dreißigjährigen Krieges wird Frankreich unter der glänzenden Regierung seines vierzehnten Ludwigs tonangebend und demgemäß die französische Mode zur herrschenden. Der moderne Absolutismus erzeugt wieder, wie früher in Spanien, ein steifes Hof-Ceremoniell, und dieses wieder jene bekannte gezierte und steife Tracht der Zeit Ludwigs XIV., als deren wahrster Repräsentant die Allongeperrücke angesehen werden kann. Unter Ludwig XV. beginnt die sogenannte Rococco-Periode, jene Periode, die sich durch noch größere Unnatur und Künstelei kennzeichnet. Die Tracht der Rococco-Periode wird theilweise noch gekünstelter und willkürlicher als in der vorangehenden Epoche, im Allgemeinen jedoch ändert sie ihren Charakter nur wenig, man wäre geneigt zu sagen, daß sie nur Variationen über das nämliche Thema bietet.

Wir sind heutzutage allerdings nur zu sehr geneigt über die Unnatur, den Nombast und den hohlen Schwulst der Zeit Ludwigs XIV. (1643) bis zur französischen Revolution die Achseln zu zucken. Und wer jemals die gezierten Parkanlagen von Versailles mit ihren steif-zugestutzten Bäumen, Alleen und Hecken, den geradlinig begrenzten Rasen-Parterres, den unzähligen Statuen und Statuetten und Wasserkünsten, oder wer die kleinlichen und geradezu kindischen Wasserspielereien in Hellebrunn bei

Salzburg, die Regen-Douchen und Springbrunnen in künstlichen Grotten, die wasserspeienden Schildkröten, oder die dortigen Bouquetten oder Gemälde unter einem (man vergebe den unpassenden Ausdruck) Glassturz von fließendem Wasser gesehen hat, der wird sich allerdings eines mitleidigen Lächelns über jene Zeit nicht enthalten können, deren Herrscher und Großen an solch kleinlichem Kinderspiel sich erfreuen konnten. Uns widert es geradezu an, wenn wir einen derartig verkünstelten Park betreten und wenn wir uns denselben mit einer süßlich lächelnden oder graziös tänzelnden Hofgesellschaft oder den unvermeidlichen Hof- und Salon-Schäfern des vorigen Jahrhunderts bevölkert denken, und wir athmen frei auf, wenn wir heraustreten und wieder wirkliche Berge, Bäume und Büsche oder natürliche Menschen sehen. Allein Einen Umstand darf man hiebei nicht übersehen, der alle diese kleinlichen Dinge der Rococco-Zeit in einem viel milderen Lichte erscheinen und der ist, daß ein guter Theil dieser kindischen Kunstleien zurückzuführen ist auf das Streben die Natur dem Willen des Menschen zu unterwerfen und auf die Freude, die Jeder empfindet, wenn er sieht, daß sein Streben von Erfolg gekrönt ist, oder wenn er einen Sieg über die Naturkräfte davon getragen zu haben glaubt. Wir haben heutzutage die Naturkräfte in ernstesten Dingen und in solchem Maße uns dienstbar zu machen gelernt, daß eine glatt geschorene Allee oder ein Paar Wasserkünste kaum mehr unsere Aufmerksamkeit zu erregen vermögen. Im vorigen Jahrhunderte jedoch, in der Zeit der aufkeimenden Naturwissenschaften und der Technik, also in einer Zeit, in der der Mensch seine Macht über die Natur zu fühlen begann, mußte ihm jeder vermeintliche Sieg über dieselbe als eine große „That“ erscheinen und dürfen wir uns nicht wundern, wenn selbst die Großen der Zeit sich – um den vorhin gebrauchten Ausdruck beizubehalten – über einen „Glassturz von fließendem Wasser“, der ein Bouquet oder ein Gemälde bedeckte, wie die großen Kinder freuen konnten.

Diese Sucht, sich die Natur zu unterwerfen, konnte sich selbstverständlich nicht auf die Bäume oder das fließende Wasser beschränken, sondern kam überall in den verschiedensten Formen zum Durchbruch. Lediglich ein Ausfluß dieses Strebens ist es, wenn z. B. Ludwig XV. in Versailles Salz streuen ließ, um mitten im Sommer mit seiner Hofgesellschaft das Vergnügen einer Schlittenfahrt zu genießen; wenn alte Matronen mit Hilfe von Schminke und Schönheitspflästerchen und sonstigen Toilettenkünsten jung zu sein sich bemühten und wenn man Kinder wie Erwachsene kleidete und sie drillte sich wie Erwachsene zu benehmen und wie diese zu sprechen. Daß dieser Drang zu künsteln sich auf dem Gebiete der Tracht gleichfalls bemerkbar machte, und in der künstlichen Frisur oder Perrücke, im Haarpuder, in den Schönheitspflästerchen und der Schminke, im Mieder, das die Taille schlanker machen, oder im Steckelschuh, der den Fuß kleiner scheinen lassen sollte, mit einem Worte, daß dieser Drang die ganze Mode jener Periode beherrschen mußte, kann uns unter solchen Umständen nicht Wunder nehmen.

Die große französische Revolution fegte mit dem *ancien régime* auch die früheren Moden hinweg und schuf im Wesen jene Tracht, der wir mit geringen Abweichungen heute noch huldigen. Und auch hier wieder prägt sich der ganze Geist jener Zeit in der Mode, und zwar vornehmlich in der männlichen Tracht aus. Die französische Revolution hat die früheren Standesunterschiede verwischt, indem sie dem sogenannten dritten Stande zur Herrschaft verhalf, in welchen die früheren privilegierten Stände aufgegangen sind. Demgemäß sind die früheren Trachten der verschiedenen Stände untergegangen und besitzen wir nur mehr eine einzige Tracht, die wir als die bürgerliche *par excellence* bezeichnen können. Sie repräsentirt so recht das Streben nach Gleichheit und charakterisirt sich durch die Aengstlichkeit, mit der Jeder von uns es vermeidet sich irgendwie durch die Farbe oder den Schnitt seines Kleides

hervorzuthun oder bemerkbar zu machen. Die französische Revolution hat die früheren Standesunterschiede verwischt, und wenn es früher einen Stand gab, der lediglich genießen durfte, während die übrigen Klassen im Schweiße ihres Angesichtes arbeiten mußten, um jenem die Mittel zur Existenz und zu seinen Genüssen zu liefern, hat die gegenwärtige Zeit eine Generation großgezogen, die an harte Arbeit gewöhnt ist. Wir sind vielleicht unvernünftig, weil wir zu wenig genießen und nach Erwerb und Besitz haschen und jagen, wie eine Meute Hunde das Wild hetzt – aber wir arbeiten. Und dieser Grund-Charakterzug unseres Wesens prägt sich auch wieder in unserer heutigen (männlichen) Tracht aus, die jeder Anforderung der Schönheit ängstlich aus dem Wege geht und lediglich nach dem Nützlichkeitsprinzip, dem praktischen Bedürfnisse entsprechend, konstruiert ist.

Dieses Streben, unsere Ideen in der Kleidung zum Ausdruck zu bringen, manifestirt sich in unzähligen Details. Bei allen nur halbwegs civilisirten Völkern existirt neben der gewöhnlichen Tracht die besondere Trauer- und die Festkleidung, durch welche der Schmerz oder die gehobene Stimmung ihres Trägers angedeutet werden soll, und in der männlichen Weise wollen wir durch unsere Kleidung den Grad der Hochachtung ausdrücken, den wir einem Anderen – sei dies unser Gast oder derjenige, dem wir einen Besuch abstatten – entgegenbringen. Ja sogar der Charakter des Individuums prägt sich mehr oder weniger unbewußt in seiner Kleidung aus. Der Mann des Gesetzes, der gewohnt ist alles nach den Paragraphen zu beurtheilen, und der Kaufmann, der seinerseits jede Handlung oder jeden Schritt auf Heller und Pfennig berechnet, sowie der Staatsmann, der gewohnt ist jede Handbewegung oder jedes Wort vorher genau abzuwägen, wird nothwendig diese bis in's Kleinste gehende Sorgfalt auch auf seine Toilette ausdehnen müssen und demgemäß immer mehr oder weniger steife und abgezielte Kleidung tragen; während anderer-

seits der lustige Bruder Studio, der sich gegen jeden Zwang, also auch gegen den einer vorschriftsmäßig geregelten Toilette auflehnt, diese Ungebundenheit nicht nur in seinem ganzen Wesen, sondern auch in seinen Kleidern zur Schau trägt. Ebenso wenig verträgt die Kunst die starre Anwendung der Regel und unwillkürlich prägt sich daher der ideale Schwung des Geistes in der Tracht des Künstlers aus. Das Studium all dieser unzähligen kleinen Details, die auf diesem Gebiete zum Vorschein kommen, ist kein leichtes und bildet bekanntlich eine Hauptaufgabe des Schauspielers oder des Genre-Malers, der die verschiedenen Charaktere darzustellen hat.

Dieses Streben zu charakterisieren ist vorwiegend Gedanken-Operation, Reflexion, und als solche vorwiegend Sache des Mannes, während die Frau bekanntlich gern momentanen Impulsen folgt und langathmigen Reflexionen gern aus dem Wege geht, und demgemäß spielt die Charakteristik in der Kleidung eine viel größere Rolle beim männlichen Geschlechte als bei dem weiblichen. Die weitere Folge hievon und des Umstandes, daß die Berufsbeschäftigungen des Mannes und damit die praktischen Anforderungen, die er an sein Kleid stellt, mannigfaltigere sind als die der Frau, ist aber die, daß die männliche Tracht ungeachtet ihrer scheinbaren Einfachheit viel größere typische Verschiedenheiten aufweist als die weibliche. Und dies zeigt sich nicht nur in dem „Neben-einander“, sondern auch in dem „Nach-einander“ der verschiedenen Trachten. Die vier Formen des heutigen Männerrockes, der Frack, das Jaquet oder der „Quäcker“, der sogenannte „Kaiser“ oder „Schlußrock“ und der Sacco sind vom alten griechischen Chiton himmelweit verschieden, während das moderne Frauenkleid in all seinen unzähligen Varianten und Zuthaten im Wesen noch immer nichts anderes ist als der Chiton der griechischen Frauen. Und während die vielen Berufsstellungen der Männer sich auch heute noch mehr oder weniger deutlich in ihrer Kleidung aus-

prägen, ist die Tracht unserer heutigen Frauen eine einheitliche, und sind die Verschiedenheiten, die sie ausweist, fast ausschließlich auf die Geldmittel oder den besseren oder schlechteren Geschmack des betreffenden Individuums zu setzen.

Und noch eine andere Thatsache ergibt sich aus der vorstehenden Betrachtung, die vielleicht Manchem ungereimt erscheinen dürfte, die aber nichtsdestoweniger wahr ist. Es ist allerdings richtig, daß die Mode für das weibliche Geschlecht eine viel größere Bedeutung hat als für das männliche, und daß das weibliche Geschlecht im Kleinen und im Einzelnen die Moden rascher wechselt als der Mann, der im Allgemeinen für derartige kleine Aeußerlichkeiten weniger empfänglich ist, und wir haben uns in Folge dessen daran gewöhnt die Frauen als das treibende Element im Modenwechsel zu betrachten. Dies ist jedoch falsch. Die Mode, d. i. der Styl der Tracht im Großen und Ganzen, wird durch die weltbewegenden Ideen bedingt, welche die betreffende Epoche beherrschen, und diese herrschenden Ideen, die wir im Allgemeinen jedesmal als liberal oder als reaktionär bezeichnen können, gehen von den Männern und nicht von den Frauen aus, und daher sind die Männer, und nicht die Frauen diejenigen, von denen die neuen Moden gemacht und zuerst getragen werden; denn unter den beiden Geschlechtern repräsentirt der Mann das vorwärtstreibende oder liberale, die Frau das beharrende oder conservative Element.

Innerhalb dieser doppelten Grenze, welche der Mode einmal durch die weltbewegenden Ideen, die ihr den Gesamtcharakter aufprägen, und sodann durch die Rücksicht auf das practische Bedürfniß gezogen werden, hat das Gewand endlich die Aufgabe, dem Schönheitssinn, d. i. dem ästhetischen Bedürfnisse Rechnung zu tragen. Dieses ästhetische Bedürfniß nun tritt in der Tracht nach zwei Richtungen hervor.

Das Kleid soll einmal plastisch wirken, d. h. es soll die schönen und edlen Formen des menschlichen Körpers andeuten und in's



richtige Licht setzen und beziehentlich kleine Mängel der Körperbildung maskiren. Selbstverständlich ist auch die Lösung dieser Aufgabe wieder, d. h. die plastische Schönheit des Kleides abhängig von dem jeweiligen Stande der Schneiderkunst. In Rom und in Griechenland, wo diese Kunst noch nahezu Null war, und wo demgemäß die Kleidung im Wesen lediglich darin bestand, daß man dem Körper weite Tücher umlegte, die nur durch Spangen, Häftchen oder Gürtel zusammen- und festgehalten wurden, bestand demgemäß die plastische Bedeutung des Kleides bloß darin, daß es den Körper drappirte. Und erst als es der Kunst gelang, anliegende Kleider herzustellen, wurde es möglich, die Körperformen durch den sie umhüllenden Stoff hindurch hervortreten und wirken zu lassen. Am schärfsten ausgebildet finden wir dieses enganliegende Gewand bei den Männern im 14. und 15. Jahrhundert und in der ungarischen Nationaltracht. Zwischen diesen beiden Extremen, den weiten faltigen Gewändern der Griechen und der Husaren-Uniform, bewegt sich das Gewand und sucht bald durch Faltenmassen, bald durch tricotartige Spannung plastisch zu wirken und bald diesen, bald jenen Körpertheil vortheilhaft hervortreten zu lassen.

So soll z. B. der Reifrock die schlanke Taille der Trägerin durch Contrastwirkung in's richtige Licht setzen, während das heutige schmale Damenkleid die schön geschwungene Hüfte hervortreten lassen will. Die ausgestopften Aermel, wie sie seiner Zeit bei den spanischen Damen beliebt waren, und heute noch *mutatis mutandis* in einzelnen Gegenden von den Bäuerinnen getragen werden, sollen den vollen und runden Arm andeuten. Der Absatz am Stiefel oder Schuh hat die Aufgabe, die natürliche Wölbung des Fußes schärfer zu markiren und läßt den letzteren gleichzeitig kleiner erscheinen. Die männliche Toilette sucht auf ihre Weise die nämlichen Resultate zu erzielen. Was wir im männlichen Körper suchen und als seine wesentlichste Schönheit preisen, ist Elasticität

gepaart mit Kraft, und bis zu einem gewissen Grade kann eine Eigenschaft die andere ersetzen, ohne daß darum der Mann aufhört schön zu sein. Der mehr gestreckte Körper deutet auf größere Geschmeidigkeit und Elasticität, während der mehr gedrungene Habitus auf größere Muskelstärke schließen läßt. Beide Eigenschaften können durch die Kleidung angedeutet werden. Der längere und anliegende Rock läßt den Körper länger und schlanker d. h. elastischer erscheinen, der kurze und breitere Rock versinnlicht die größere Kraft. Das enge Beinkleid zeigt das volle und schön gerundete Bein, sammt dem kleinen Fuß, während die breiten Pantalons – falls sie nicht lediglich auf die Bequemlichkeit ihres Trägers zurückzuführen sind – die mangelnde Körperfülle und den zu groben Fuß verdecken und maskiren sollen. In analoger Weise wirkt der schmale oder der breite Aermel. Kleine Mittelchen, durch welche der Körper bald gestreckter, bald breiter erscheint, wie beispielsweise die schmälere oder breitere oder schräge Stellung der Knopfreihen am Rocke, eine kleine Bauschung oder Puffung der Aermel auf der Achsel u. dgl. m., giebt es eine ganze Menge und der geschickte Schneider kennt ihre Wirkung und weiß sie zu verwerthen um die Vorzüge der Körperbildung in's richtige Licht zu setzen oder kleine Mißbildungen zu verbergen.

Das Kleid hat sodann die Aufgabe, durch seine Farbe malerisch zu wirken. Den Höhepunkt der Vorliebe für die Farbe repräsentirt uns auch wieder das 14. und 15. Jahrhundert, wo die lebhaftesten und schreiendsten Farben, namentlich in der männlichen Tracht, an der Tagesordnung waren. Von da ab schwankt die Farbe, bald sind die lebhafteren, bald die dunkleren Farben, je nach der Zeitströmung in der Mode. Im Allgemeinen aber darf man wohl sagen, daß von jener Zeit angefangen, die Vorliebe für die Farbe, namentlich beim männlichen Geschlechte, in der Abnahme begriffen ist und gegenwärtig ziemlich den Nullpunkt erreicht hat, denn die Farben, die wir Männer heute tragen,

verdienen kaum mehr den Namen einer Farbe. Das Schwarze mit einer geringen Nüancirung in's Blaue, Braune oder Grüne ist vorherrschend und wir glauben fast schon einen Exceß zu begehen, wenn wir es wagen, ein Kleid von mehr oder weniger schmutzigräuer Farbe anzuziehen. Ob dies ein Rückschritt ist, möchte ich nicht so unbedingt entscheiden. Der Maler dürfte geneigt sein diese Frage zu bejahen, andererseits lassen sich jedoch Umstände geltend machen, welche die Vorliebe für die gedämpften Farben eher als einen Fortschritt erscheinen zu lassen geeignet sind. Ich wenigstens wäre geneigt in dem Abdämpfen der Farbe nichts Anderes zu erblicken als einen Ausfluß jenes Strebens nach Vereinfachung der Formen, das in der Natur wie im Menschenleben eine so hervorragende Rolle spielt.

Wie der Kiesel ursprünglich eckig und kantig, so wie er sich eben hoch oben im Gebirge von der Felswand ablöst, in den Bach hineinfällt, allgemach aber im Flußgerölle sich abschiebt und abschleift bis er schließlich nahezu die einfachste Körperform, d. i. die der Kugel, erhält, so vereinfacht sich beinahe Alles in der Natur wie im Menschenleben. Auf dem Gebiete der Lebewesen zeigen uns die sogenannten „rudimentären Organe“, d. i. die verkümmerten Theile eines Organs, wie das Organ durch Anpassung an seinen speciellen Zweck immer mehr und mehr sich vereinfacht, und eine wo möglich noch größere Rolle spielt die Vereinfachung des Werkzeugs im Menschenleben. Die Geschichte der Technologie lehrt uns, daß neu erfundene Maschinen und Apparate ursprünglich jedesmal in der complicirtesten und unpractischsten Form construiert werden und allgemach erst schieben und schleifen sich die überflüssigen Kanten und Ecken ab und gestaltet sich der Apparat einfacher und einfacher. Dasselbe gilt von der Sprache und der Schrift. Die ersten Worte scheinen sehr complicirte onomatopöische Laute gewesen zu sein, ebenso wie die erste Schrift eine Bilderschrift war, und erst im Laufe der Zeit schleifen Laute und

Schriftzeichen sich so weit ab, daß sie sich zu einfachen Lauten oder Worten und beziehentlich zu Buchstaben gestalten. Und ebenso vereinfachen sich die Formen der Sprache im Laufe der Zeit mehr und mehr, so daß die heutige englische Sprache fast gar keine Grammatik mehr besitzt, während man im Alt-Griechischen und noch in den heutigen slavischen Sprachen von dem ganz überflüssigen und entbehrlichen Formenreichthum geradezu erdrückt wird. Sprache und Schrift sind eben Werkzeuge des Gedankenaustausches und unterliegen demgemäß dem obersten Princip aller Wirthschaft: den größtmöglichen Effekt mit dem geringsten Aufwand zu erzielen.

Am deutlichsten vielleicht zeigt sich das Abschleifen in der Vereinfachung der Umgangsformen. Wenn der Wilde ebenso wie das Kind gleich zu Thätlichkeiten schreitet um seine Zu- oder Abneigung gegen einen Zweiten an den Tag zu legen, und wenn der Ungebildete sich noch in kräftigen Ausdrücken gefällt, gilt es bekanntlich als ein Zeichen der Bildung (und ist es gleichzeitig weise Oeconomie oder Sparsamkeit), wenn man sich nach beiden Richtungen hin beherrscht und Zu- und Abneigung nur durch leise Andeutungen zu erkennen giebt. Ein Gleiches gilt von der Anwendung der Farbe. Die (künstliche) Farbe ist eine Art von „Psychokinet“, d. h. die Farbe besitzt, ähnlich wie die Musik, die – allerdings noch wenig erforschte – Kraft, uns physiologisch (oder, wenn man den Ausdruck vorzieht: „psychologisch“) derart zu afficiren, daß wir durch deren Anblick in eine gewisse, bald trübe, bald heitere Stimmung versetzt werden, und wir drücken dies halb unbewußt aus, wenn wir von einer „angenehmen Farben-Harmonie“, von „schreienden“ oder „grellen“ Farben u. dgl. sprechen. Diese „Stimmung“ ist auch der Grund, warum wir an den Gegenständen, die uns umgeben, die künstliche Farbe anwenden. Die künstliche Farbe ist sonnt ein Mittel für einen bestimmten Zweck, d. h. ein Werkzeug und unterliegt demgemäß dem oben

erwähnten Gesetze der Vereinfachung der Werkzeuge oder der Abschwächung. Einen Beleg hiefür darf man wohl in der bekannten Thatsache erblicken, daß der Ungebildete, gerade wie das Kind, die schreiendsten und grellsten Farben allen übrigen vorzieht, und charakteristisch hiefür ist die Thatsache, daß das Wort: „*krasnyi*“ im Russischen gleichzeitig „roth“ und „schön“ bedeutet. Der Ungebildete will und braucht eben den kräftigen Reiz der grellen Farbe um in die betreffende Stimmung gebracht zu werden, während dem Gebildeten die bloße Andeutung, der schwächere Reiz genügt, und er stellt sich demgemäß vollständig zufrieden, wenn sein nahezu schwarzer Rock durch einen leisen Stich in's Blaue andeutet, daß er eigentlich blau sein sollte.

Die Pflege dieser ästhetischen Seite der Kleidung ist vorwiegend Sache der Frau. Der Mann denkt vergleichsweise nüchtern, er will also zunächst, daß sein Kleid dem practischen Bedürfnisse entsprechen soll. Ist dies erreicht, so fängt er an sein Kleid in der oben angedeuteten Weise charakteristisch zu gestalten, und erst in dritter Reihe denkt er daran, daß sein Gewand auch einigermaßen gefällig oder hübsch sein soll. Die Frau hingegen, deren Schönheitsgefühl bekanntlich viel lebhafter ist als das des Mannes, verlangt, daß ihr Kleid, wenn es nur einigermaßen dem Körper Schutz gewährt, zunächst hübsch sein soll. Gerade nach dieser Richtung hin, gegen die ästhetische Bedeutung und Aufgabe der Kleidung wird jedoch von beiden Geschlechtern arg gesündigt.

Die Versündigungen der Mode gegen den guten Geschmack und sogar gegen den gesunden Menschenverstand sind bekanntlich sehr zahlreich, und wer sich speciell über die Verirrungen der heutigen Mode des Näheren orientiren will, dem sei der in der letzten Zeit viel genannte Aufsatz Fr. *Vischer's* „Wieder einmal über die Mode“ (in „Nord und Süd“, Bd. IV., Heft 12, März 1878) empfohlen, der eine zwar ziemlich kernig geschriebene, aber über-

aus zutreffende Kritik der heutigen Modetheorien enthält. Der vorliegende Aufsatz, der sich's zur Aufgabe setzt, die leitenden Gedanken zu suchen, welche den verschiedenen Moden zu Grunde liegen, kann demgemäß auf die Details der einzelnen Modetheorien nicht eingehen, sondern soll versuchen die letzteren nach den ihnen gemeinsamen Merkmalen in Gruppen zusammen zu fassen und sie in eine Art System zu bringen.

Die eine dieser Verirrungen der Mode besteht in dem Festhalten an barbarischen Gebräuchen und ein solcher ist zum guten Theile die Anwendung des Schmuckes. Der Schmuck hat seine Berechtigung, und zwar so weit ihm ein vernünftiger Sinn innewohnt, d. h. so weit er einem practischen Zwecke dient. Spangen, Gürtel, Knöpfe, Käbme oder Ketten, die irgend festhalten oder tragen (oder wenigstens zu tragen scheinen), haben einen bestimmten Zweck, sie dürfen daher nicht nur, sondern sollen sogar kunstvoll gearbeitet sein und können demgemäß ohne Weiteres aus edlen Metallen angefertigt und mit Steinen, Perlen u. dgl. geschmückt werden; denn es ist ganz in der Ordnung, wenn der Mensch die Dinge, die er benutzt, mit einer gewissen Liebe und Sorgfalt herstellt. Auch das Collier hat feine Berechtigung – wenn es ein Kreuzchen oder ein sonstiges religiöses Symbol, oder wenigstens ein Medaillon mit einem Bildchen oder einer Locke trägt, denn das Tragen eines derartigen Gegenstandes ist (oder war wenigstens ursprünglich) ein Ausfluß der Frömmigkeit oder der Pietät gegen irgend eine nahestehende Person. Das Tragen aller übrigen Schmuckgegenstände hingegen – und hierher gehören die Ringe, Braceletten, Arm- und Beinspangen, Colliers oder Halsketten, die nichts tragen – ist eigentlich eine Roheit (Schreiber dieser Zeilen spricht sich selbst, da er ein Paar Ringe trägt, von dieser Roheit nicht frei), denn es ist nichts weiter als das Festhalten an der uralten Sitte des Wilden, der in feiner Naivetät sein Luxusbedürfniß nicht anders zu befriedigen

als indem er die Sachen, die ihm just gefallen, sich um den hängt. Ob dies dann Skalpe erschlagener Feinde sind, Zähne eines erlegten reißenden Thieres, Muschelschalen, Glasperlen, Metallstücke, oder aber Brillantringe, kunstvoll gearbeitete Armbänder, ist gleichgültig. Die Roheit liegt eben darin, daß man sich zu schmücken, d. h. schöner zu machen vermeint, wenn man sich mit irgend Etwas behängt, das – wenn auch noch so kostbar oder schön – in keiner Beziehung zum Körper oder zur Bekleidung steht und demgemäß sinnlos ist. Die Unsitte des sinnlosen Schmuckes wird jedoch geradezu zu einer scheußlichen Barbarei, wenn man gar absichtlich Löcher in den Körper bohrt um irgend welchen vermeintlichen Zierrat darin zu befestigen. Wir entsetzen uns über die durchbohrten Nasen oder Lippen der Botokuden mit den darin steckenden Ringen oder Knöpfen, entblöden uns aber nicht, das durchstochene Ohrläppchen sammt den Ohrgehängen der hochcivilisirten Europäerin schön zu finden.

Eine andere Verirrung der Mode besteht darin, daß man das Ebenmaß des Körpers vergißt und sich bemüht einseitig einen Körperteil ohne Rücksicht auf die übrigen markant hervortreten zu lassen. Zumeist liegt diesem Vorgange ein an sich richtiger Gedanke zu Grunde und der Fehler liegt einmal in der Einseitigkeit und dann vielfach darin, daß diese Einseitigkeit so lange übertrieben wird, bis sie nothgedrungen in ihr direktes – selbstverständlich dann ebenso unschönes – Gegentheil umschlägt. So war das weibliche Gewand des 9. und 10. Jahrhunderts unschön, weil es den Körper wie ein Sack einschloß. Es war daher ein ganz richtiger Gedanke, als man im 12. Jahrhunderte anfang das Kleid um den Gürtel herum zusammenzufassen, um so die zarte Taille, die unstreitig eine der Hauptschönheiten des weiblichen Körpers bildet, hervortreten zu lassen. Es war jedoch eine Geschmacksverirrung als man der Natur zu Hilfe kommen wollte und anfang die Taille mit Hilfe des Mieders auf Kosten der Be-

quemlichkeit und der Gesundheit zur widernatürlichen Wespentaille zusammenzupressen, und die Verirrung war noch größer, als man an die Wespentaille den weiten Reifrock anschloß, der wegen seiner Breite die dünne Taille noch dünner erscheinen ließ. Der Reifrock wuchs immer mehr in die Weite, so daß der Pompadour nicht weniger als  $4/2$  Ellen im Durchmesser hatte. Da war es denn sehr natürlich, daß diese häßliche unnatürliche und unbequeme Mode in ihr Gegentheil umschlug, in das schmale Kleid, das seiner Trägerin keinen freien Schritt gestattete – eine Mode, die ebenso unschön und unzweckmäßig war wie die vorangehende, weil sie eben das andere Extrem repräsentirt. Ebenso verhält es sich mit der Hose, die Fr. Vischer in seinem vorerwähnten Aufsätze zutreffend als „Tulpenhose“ bezeichnet. Die trichterförmige Erweiterung des männlichen Beinkleides vom Knie hinunter entspringt dem Bestreben den Fuß kleiner erscheinen zu lassen, weil ein gutes Stück des Stiefels vom Beinkleide bedeckt wird. Der kleine Fuß gilt mit Recht als eine Schönheit, einmal weil er gewissermaßen spielend die schwierige Aufgabe löst, den ganzen großen Körper zu tragen und dann, weil es einen bedeutenden Grad von Geschicklichkeit verräth, wenn der Mensch seinen Körper auf kleiner Basis sicher zu balanciren versteht. Der unglückliche Erfinder der Tulpenhose vergaß jedoch, daß er, um die eine Schönheit – den kleinen Fuß – zu bewirken, eine andere monströse Häßlichkeit schuf, das scheinbare Elephantenbein. Mehr noch als der kleine Fuß ist nämlich der verhältnißmäßig feine Knöchel eine hervorragende Schönheit des menschlichen Körpers, weil es den Gesetzen der Festigkeit zu widersprechen und demgemäß ein um so größeres Problem zu sein scheint, daß der schwere menschliche Körper von zwei Säulen getragen werde, die an ihrem unteren Ende, im Gegensatze zum Baumstamm, sich so sehr verjüngen.

Ein gleiches gilt vom Stiefel. Der normal gebaute Fuß besitzt bekanntlich eine gewisse Wölbung, durch welche seine Trag-



fähigkeit erhöht und ein elastischer Gang erzielt wird; der Plattfuß, dem diese Wölbung fehlt, und der einen schwerfälligen, wiegenden Gang zur Folge hat, gilt demgemäß mit Recht als unschön. Diese natürliche Wölbung des Fußes verschwindet unter dem Stiefel mit seiner harten Sohle, es war daher auch wieder ein sehr richtiger Gedanke, als man unter der Ferse einen mäßigen Absatz anbrachte, durch welchen jene Wölbung des Fußes verstärkt und nach außen sichtbar gemacht wird. Ein zierliches das lediglich auf dem Absatz und dem Ballen (oder der ruht und demgemäß halb in der Luft zu schweben scheint, gewährt in der That einen graziösen Anblick. Der Absatz hat den ferneren Vortheil, daß er den Fuß hinten hebt und daher kleiner erscheinen läßt; der Absatz dient sodann gleichzeitig dem Reinlichkeitsbedürfniß, weil er einigen Schutz gegen den Straßenschmutz gewährt. Die Uebertreibung dieser an sich gesunden Idee, wie sie der französische Steckelschuh bietet, namentlich wenn der Steckel, statt unter der Ferse zu bleiben, bis in die Mitte des Fußes vorrückt, um den Fuß ja recht klein erscheinen zu lassen, wie dies namentlich bei dem französischen Schuh des vorigen Jahrhunderts der Fall war, ist widersinnig. Der Fuß kann auf dem hohen spitzen Steckel nicht mehr fest stehen, der Gang wird dadurch unsicher und wiegend wie bei einer Ente, und gleichzeitig wird das Bein wegen der unnatürlichen Hebung der Ferse gezwungen im Knie etwas einzusinken, so daß der Mensch einen seiner Hauptvzüge, das gestreckte Bein verliert und auf geknickten Affenbeinen mühsam herum zu wackeln gezwungen wird.

Ein dritter Verstoß gegen den guten Geschmack besteht darin, wenn Etwas, das für einen bestimmten Zweck oder Ort paßt, gedankenlos an einen anderen Ort übertragen wird. Das schmucke Jägerkostüm oder die kleidsame Tracht des Alpenbewohners z. B. wird auf der Wiener Ringstraße oder den Pariser Boulevards einfach lächerlich. Aber nicht minder gefehlt ist es, wenn die

Schleppe in die Wohnstube oder auf die Straße übertragen wird. Die Schleppe am weiblichen Gewande hat ihre Berechtigung, denn von den alt-ägyptischen Königen und Priestern angefangen bis auf den heutigen Tag herunter haben die langen und faltigen Gewänder als ein Symbol der Ruhe und Würde, also gewissermaßen der Majestät gegolten. Außerdem wirkt das langsame Nachschleifen des unteren Endes wohlthätig auf unser Auge, weil es uns die langsame und stolze Bewegung versinnlicht. Bei rascher Bewegung hingegen beginnt diese Schleppe zu flattern und wird lächerlich. Die venetianische Prunkgondel mit ihren in's Wasser nachhängenden Teppichenden und Quasten, von Ruderschlägen langsam bewegt, gewährt in der That einen majestätischen Anblick und repräsentirt uns so recht die einstige stolze Beherrscherin der Adria. Wie anders aber gestaltet sich das Bild, wenn man sich jene Schleppe voll der venetianischen Prunkgondel auf den letzten Waggon eines mit Sturmeseile dahinsausenden Kourierzuges übertragen denkt. Die freundliche Leserin möge vergeben, aber – die Schleppe der Tänzerin im Ballsaale hat eine fatale Aehnlichkeit mit jener Schleppe des Eisenbahnzuges. Die Schleppe hindert ferner die freie Bewegung und daher ist ihre Verpflanzung in die Wohnstube, das ist in die Arbeitsräume der Hausfrau oder gar auf die Straße, wo sie wie ein Kehrbesen wirkt, sinnwidrig und demgemäß verfehlt.

Endlich muß es als eine Geschmacksverirrung bezeichnet werden, wenn die Nebensache zur Hauptsache gemacht wird. Ein kleines, etwa handgroßes Bildchen in einen mehrere Fuß breiten, kunstvoll gearbeiteten Goldrahmen eingefügt, wird lächerlich, weil die Hauptsache, das Bildchen, hinter dem nebensächlichen Rahmen ganz verschwindet. Trotzdem ist auch dieser Fehler von der Mode wiederholt begangen worden. Das Bildchen ist das Gesicht, den Rahmen herum bildet das Haar, beziehentlich die Frisur; und wie das Bild erst durch den Rahmen zu seiner vollen Geltung

gebracht wird, so hat auch die Frisur die Aufgabe, durch Kontrastwirkung den zarten Teint hervortreten zu lassen und den Glanz des Auges zu erhöhen. Diese Wirkung wird aber verfehlt, wenn die Frisur – wie die thurmhohe „Fontange“ zur Zeit Ludwigs XIV. – die Prätension hat, selbst als Kunstwerk aufzutreten, und die Aufmerksamkeit vom Gesichte ab- und auf sich lenkt. Allerdings liegt auch diesem Vorgange wieder ein nicht ganz unberechtigter Gedanke zu Grunde, nämlich das Bestreben etwas größer zu erscheinen. Der Helm mit dem Feder- oder Roßbusch, der hohe spitze Hut des Italieners und Tirolers, unser moderner Cylinder und zum Theile der Absatz an unserem Stiefel, sie alle dienen demselben Bedürfnisse uns größer zu machen, wir dürfen es daher den Damen nicht verargen, wenn sie ihr Haar etwas höher hinauf binden um auch ihrerseits ein wenig größer zu erscheinen. Wird jedoch die Frisur so hoch hinauf gethürmt, daß sie zum Gesichte in keinem Verhältnisse mehr steht, und daß sie – wie gesagt – den Anspruch erhebt selbständig als ein Kunstwerk aufzutreten, so gleicht dieses Beginnen dem Vorgange eines schlaun Kunsthändlers, der die Fehler seines Gemäldes durch einen kostbaren Goldrahmen zu verdecken und so den Käufer zu täuschen sucht.

Eine andere Kategorie von Modethorheiten ist auf Nachahmung zurückzuführen. Die Mode ist bekanntlich ein Ausfluß des Nachahmungstriebes. Gegen den Nachahmungstrieb an sich ist nichts einzuwenden, da er dem Menschen eingeboren ist, und – richtig geleitet – nur Gutes schafft; nur beiläufig sei daran erinnert, daß unser gesamter Unterricht zum guten Theile nur darauf beruht, daß der Schüler verhalten wird den Lehrer nachzuahmen. Auf dem Gebiete der Mode macht sich jedoch dieser Nachahmungstrieb nach mehr als einer Richtung hin unangenehm bemerkbar.

Zunächst ist die sklavische Nachahmung an sich affenartig und

demgemäß verwerflich – ist es nicht geradezu lächerlich, wenn wir irgend Etwas nur aus dem Grunde schön finden und demgemäß nachahmen, weil man es in Paris so trägt oder thut? Was den denkenden Menschen an jener sklavischen Nachahmung so sehr anwidert, ist der Gedanke, der ihr, allerdings halb unbewußt, zu Grunde liegt. Wer ängstlich bestrebt ist die jeweilig herrschende Mode stets nachzuahmen, denkt entweder: „Die feinen Leute tragen gegenwärtig Kleider von dieser Form, wenn ich also auch derartige Kleider trage, so werde ich auch fein sein“; oder aber er denkt: „die feinen Leute tragen gegenwärtig Kleider von dieser Form, wenn ich daher *keine* derartigen Kleider trage, wird man mich für unfein halten.“ In dem ersten Falle ist der Gedankengang einfach lächerlich und verräth eine ungeheure geistige Beschränktheit, weil der Betreffende glaubt, er könne durch seinen Rock irgend eine geistige Bedeutung erringen. Im zweiten Falle ist der Gedankengang geradezu widerwärtig, denn die Furcht, man könne durch ein weniger modernes Kleid Etwas von seiner Bedeutung verlieren, verräth einen gänzlichen Mangel voll Selbstachtung, der Betreffende gesteht damit selbst zu, daß er gar nichts ist, und daß nur der Rock ihn noch einigermaßen über dem Wasser hält.

Die gedankenlose Nachahmung führt ferner auch ihrerseits wieder zu Verstößen gegen den guten Geschmack, wenn der Nachahmende nicht berücksichtigt, ob das Nachgeahmte ihm auch paßt. Vischer, in seinem öfter erwähnten Aufsätze, hebt mit Recht hervor, daß z. B. eine spitz zulaufende Kopfbedeckung – so hübsch ihre Form an sich sein mag – für ein breites Gesicht nicht paßt, weil sie das Gesicht breiter erscheinen läßt, und demgemäß nur für schmale Gesichter berechnet ist, während eine nach oben hin breiter ausladende Kopfbedeckung die umgekehrte Wirkung hervorbringt. Derartige kleine Verstöße kommen überaus häufig vor, sie sind jedoch erklärlich und theilweise entschuldbar, wenn das, was nach-

wird, wenigstens an sich hübsch ist. Es kommt aber bekanntlich nicht minder selten vor, daß irgend Etwas nachgeahmt wird, was an sich unschön ist, aber zufällig einem Individuum gut läßt. Ein etwas verrauftes Haar kann z. B. ein junges und hübsches Gesichtchen mitunter ganz allerliebste kleiden, was kommt aber zum Vorschein, wenn ein derartiges „*mal peigné*“ ein altes und unschönes Gesicht umrahmt? Das alte lateinische Sprüchwort „*quod licet Iovi, non licet bovi*“ will eben auch auf dem Gebiete der Mode beachtet sein, nur mit dem Unterschiede, daß das Vorbild hier nicht immer ein Jupiter und der Nachahmende nicht nothwendig der „*bos*“ sein muß.

Die Mode ist – wie Emanuel Herrmann in seiner „Naturgeschichte der Kleidung“ (Wien, 1778, S. 306) zutreffend sagt – „die Uniform der herrschenden Klassen, sie ist sociales Charaktermerkmal“ geworden. D. h. die alten Standesunterschiede sind gefallen und mit ihnen die verschiedenen Trachten, welche früher die einzelnen Stände schon äußerlich von einander unterschieden. Die herrschenden Klassen wollen jedoch auf dieses äußere Kennzeichen nicht verzichten und sind bemüht sich durch die Form ihres Kleides von den minder bemittelten und minder gebildeten Klassen zu unterscheiden. Da aber diese letzteren das ihnen von oben gegebene Beispiel immer sofort nachahmen, und die Schneider in Verbindung mit den Modejournalen, den Eisenbahnen, der Post und den Telegraphen unablässig dafür Sorge tragen, daß jedes neue Kleid, das irgendwo in den obern Gesellschaftskreisen auftaucht, sofort bis in die entlegensten Provinzstädtchen und die untersten Volksschichten eindringt, so ist die sogenannte feine Gesellschaft fortwährend bestrebt auf neue Kleiderformen zu sinnen, die sofort wieder verlassen werden, sobald sie von Andern nachgeahmt werden, und hat sich jene förmliche Hetzjagd nach immer Neuem herausgebildet, die wir heute als „Mode“ im engsten Sinne des Wortes bezeichnen. Und diesem Umstande ist auch wieder eine Reihe voll Modethorheiten zuzuschreiben.

Zunächst ist das ewige Haschen nach Neuem kindisch. Der Reiz der Neuheit hat seine Berechtigung, weil er dem Vorwärtsstreben entspringt, das Haschen nach Neuem, ohne Rücksicht, ob das Neue auch gut ist, ist jedoch lächerlich. Geradezu unvernünftig jedoch wird es, wenn das Alte, selbst wenn es gut war, nur aus dem Grunde verschmäht wird, weil es eben alt ist. Auf dem Gebiete der Mode kommt dies bekanntlich täglich vor, neue Kleider werden nur aus dem Grunde gesucht und theuer bezahlt, weil sie neu sind, während die unmoderneren nur aus dem Grunde verlassen werden und an Werth verlieren, weil sie nicht mehr neu sind. Das fortwährende Verlassen der alten Kleider führt sodann mit Nothwendigkeit dazu, daß sich die Nachfrage von den guten und soliden oder wirklich schönen Stoffen abwendet, und daß man sich mit allerlei Imitationen und Zier- und Flickwerk behilft. Der gute Geschmack leidet, weil die Form über das Wesen, der Schein über das mangelnde Sein hinweghelfen und das letztere ersetzen muß.

Ueberdies ist der Gedanke, der diesem ewigen Modenwechsel zu Grunde liegt, ein häßlicher – fast wäre man geneigt zu sagen, ein unsittlicher, denn es ist der Hochmuths-Teufel, der aus ihm spricht. Die sogenannte feine Gefellschaft kann es eben nicht ertragen, daß auch die minder bemittelten oder minder gebildeten Volksklassen sich in der nämlichen Weise tragen wie sie selbst. Daß derjenige, der so denkt und handelt, sich damit selbst das größte Armuthszeugniß ausstellt, wird den Betreffenden nicht einmal klar. Wie soll es denn überhaupt möglich oder auch nur denkbar sein, daß ich – wenn ich überhaupt gebildet bin – dadurch etwas von meiner Bedeutung verliere, daß ein Zweiter einen gleichen Rock anzieht? Wie kann man denn übersehen, daß der Ungebildete in feinen Kleidern noch viel tölpelhafter aussieht, als wenn er seinen ordinären Kittel anhat? Man lasse doch dem Ungebildeten das Vergnügen, sich in der ihm ungewohnten eleganten

Tracht lächerlich zu machen und tröste sich mit dem Gedanken, daß wahre Bildung auch unter dem alltäglichsten Kleide zum Vorschein kommt und sofort weithin sichtbar wird, während umgekehrt alle feinen Kleider der Welt nicht im Stande sind die Gemeinheit auch nur eine Sekunde lang zu verhüllen.

Die vorerwähnten Verirrungen der Mode, so lächerlich sie mitunter erscheinen, sind vergleichsweise noch als unschuldig zu bezeichnen, weil sie nichts weiter sind als Verstöße gegen den guten Geschmack. Ernster und leider nicht minder zahlreich sind ihre Versündigungen gegen den gesunden Menschenverstand oder gar gegen die Moral.

Gegen den gesunden Menschenverstand verstoßen unbequeme oder gar gesundheitsschädliche Moden. Ueber die unbedingte Verwerflichkeit der letzteren ist allerdings kein Wort zu verlieren nöthig, aber trotzdem kamen und kommen gesundheitsschädliche Moden häufig genug vor. Es sei hier nur an das enge Mieder, an den die Bewegung hindernden Steckelschuh, an die zwar schönen, aber giftigen Farben u. dgl. erinnert. Mißlicher ist die Frage der Unbequemlichkeit zu entscheiden, da die Schönheit und Zweckmäßigkeit einerseits und andererseits die Bequemlichkeit des Kleides in einem gewissen Gegensatze zu einander stehen. Aus Gründen der Zweckmäßigkeit muß man sich unter Umständen ein unbequemes Kleid gefallen lassen. Die Eisenrüstung des mittelalterlichen Ritters war allerdings unbequem, aber sie war durch die damaligen Verhältnisse geboten; die schwere wasserdichte Kleidung des Seefahrers oder Seefischers und nicht minder unsere Winterkleidung ist recht unbequem, aber die Unbequemlichkeit muß eben ertragen werden. Ebenso muß, wer sauber und nett gekleidet sein will, etwas von seiner Bequemlichkeit opfern, aber dieses Opfer darf nicht zu weit gehen, sonst wird es unvernünftig, weil das Kleid in erster Reihe dem praktischen und dann erst dem ästhetischen Bedürfnisse zu dienen bestimmt ist. Das heutige schmale Damenkleid, das mit

seinem um die Knie angebrachten Zug faktisch wie eine Kniefessel wirkt, weil es seiner Trägerin kaum einen Rinnstein zu überschreiten oder in einen Wagen einzusteigen gestattet, darf wohl – von seiner Häßlichkeit ganz abgesehen – ziemlich unbestritten auf das „unvernünftig“ Anspruch machen.

der Unsittlichkeit in der Mode sei auf den öfter erwähnten Vischer'schen Aufsatz verwiesen, hier genügt es zu bemerken, daß das Unsittliche namentlich in der weiblichen Kleidung eine leider nur zu große Rolle spielt, und daß unbegreiflicher Weise die ehrbarsten und unschuldigsten Frauen und Mädchen sich der Unsittlichkeit nicht einmal bewußt werden, die darin liegt, wenn sie entweder den Hals und die Arme, gewissermaßen als lockendes und vielversprechendes Aushängeschild bloß zur Schau tragen, oder wenn sie das Kleid nach allen Richtungen so fest an den Körper heranziehen, daß die ganzen Körperformen durch den sie umgebenden Stoff hindurch zum Vorschein kommen, so daß das Weib heute faktisch – um die Worte Vischer's zu gebrauchen – „in Kleidern nackt“ vor dem lüsternen Beobachter dasteht. Es geht eben mit der „göttlichen Nacktheit“ genau so wie mit der „göttlichen Grobheit“ – sie paßt nicht mehr für unsere Tage!

Endlich ist noch ein Umstand zu erwähnen, und das ist der, daß in vielen Moden, und zwar vorwiegend in den weiblichen, die Verachtung der Arbeit zu Tage tritt. Das heutige Frauengewand ist – wie Herrmann richtig sagt – vorwiegend ein „Stehkleid“, d. h. zum Gehen weniger geeignet als zum ruhigen Stehen, es ist daher mehr ein Gewand zur Repräsentation als zur Arbeit geeignet – und das ist nicht nur falsch, sondern auch wieder bis zu einem gewissen Grade unsittlich, denn der Mensch ist nicht geboren um zu repräsentieren, sondern um zu arbeiten. Damit ist nun allerdings ein Punkt berührt, der theilweise schon außerhalb des Gebietes der Kleidermode oder der Mode überhaupt liegt und das ist die Verachtung der Arbeit, und zwar



namentlich der materiellen Arbeit, die sich von den allerältesten Zeiten angefangen bis auf den heutigen Tag durch die ganze menschliche Entwicklungsgeschichte wie ein rother Faden hindurchzieht. Die Verachtung der Arbeit hatte einen Anschein von Berechtigung oder war wenigstens erklärlich, so lange die sociale Ordnung den Unterschied von Freien und Unfreien kannte und so lange die Letzteren die Lastthiere der Gesellschaft abgeben mußten, weil man unwillkürlich die Verachtung, die der Person des Arbeiters galt, auf seine Beschäftigung übertrug. Seit der Verwischung der ehemaligen Standesunterschiede durch die französische Revolution haben wir Männer zwar allerdings angestrengt zu arbeiten gelernt, allein den alten Hochmuthsteufel sind wir bisher doch nur zum geringen Theile los geworden. Zunächst gilt uns die materielle Arbeit noch immer als weniger „nobel“ denn die immaterielle – warum ist freilich nicht recht klar, denn die Handarbeit giebt gar häufig mehr zu denken, als die sogenannte „geistige“. Dies tritt in den sogenannten „guten“ Familien in der Erziehung der Knaben, bei der die Ausbildung der manuellen Fertigkeiten leider gänzlich vernachlässigt wird, deutlich zu Tage. Sodann gilt uns die „Dame“ – und bekanntlich soll jede Frau eine „Dame“ sein – erst recht als ein Wesen, das durch jede Arbeit entweiht und herabgewürdigt wird. Auf dem Gebiete der weiblichen Erziehung zeigt sich dies noch deutlicher, weil die unglücklichen Mädchen zum größten Theile noch immer in allen erdenklichen überflüssigen Dingen, aber nur in keiner vernünftigen und nützlichen Arbeit unterrichtet werden. Auf dem Gebiete des Anstandes und der sogenannten feinen Sitte äußert sich diese Verachtung der Arbeit darin, daß Alles als nobel und fein gilt, was, namentlich bei dem weiblichen Geschlechte, auf den Mangel jeglicher nützlicher oder ernster Beschäftigung hindeutet. Die Frau gilt uns nur dann als „fein“, wenn sie spät aufsteht, wenn sie Visiten macht und empfängt, wenn sie Theater oder Gesellschaften

besucht, wenn sie zarte weiße Hände hat, die deutlich verrathen, daß sie nicht einmal an irgend einer feinen Stickerei arbeitet, und wenn sie ein Kleid anhat, das wie eine Zwangsjacke ihr jede ernste Beschäftigung unmöglich macht. So lange Anschauungen von solcher Verkehrtheit noch herrschen, dürfen wir uns allerdings nicht wundern, wenn sie auch auf dem Gebiete der Kleidermode zum Durchbruch kommen.

Die Mode hat – wie man sieht – gar häufig gegen den guten Geschmack, gegen den gesunden Verstand, sowie gegen die Moral gesündigt und wird voraussichtlich auch in Hinkunft derartige Verstöße begehen. Sind wir darum berechtigt sie summarisch zu verurtheilen und gegen sie zu eifern? Ich glaube nicht, denn die Mode ist lediglich ein Ausfluß des Strebens, das edelste Kunstwerk, das die Natur geschaffen, den menschlichen Körper, in den entsprechenden Rahmen zu fassen. Daß dabei häufig geirrt wurde, darf uns nicht verzweifeln machen, denn „Irren ist menschlich“, und die Entwicklungsgeschichte der Menschheit bewegt sich nicht in einer geraden, sondern in einer vielfach gebrochenen Zickzack-Linie, die zwar fortwährend nach rechts und nach links von der geraden abweicht, aber immer wieder – ähnlich wie das Pendel um feinen natürlichen Schwerpunkt oscillirt – zu ihr zurückkehrt und ungeachtet aller Irrgänge doch ununterbrochen vorführt.